Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 5. 9. 1937 | Nr. 36

„Bereit und willens, in den Riß zu treten!“

Ein Brief und ein Vermächtnis.

Am Vorabend der dritten Jahresversammlung der Deutschen Vereinigung wissen wir nichts Besseres an die Spitze dieser Beilage zu stellen als den Brief, den der deutsche Bauer Rudolf Rieck aus dem alten (früher niederschlesischen) Siedlungsdorf Neuhütte (Szklarka), Kreis Ostrowo, am 22. Januar 1935 an den Hauptvorstand der Deutschen Vereinigung geschrieben hat. Wir wissen es und werden es niemals verachten, daß Rudolf Rieck am 13. April 1935, genau sowie zwei Tage später unser junge Kamerad Fritz Groen aus Gdingen in der Karwoche jenes stürmischen Vorfrühlings seine Treue zum deutschen Volkstum mit dem Tode besiegelt hat. Deshalb ist uns dieser Brief mit seinem schlichten Bekenntnis ein heiligs Vermächtnis geworden. Dort steht zu lesen:

> „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ So müssen wir bekennen, wenn wir den Wendegang unsers deutschen Volkes betrachten. Dank der polnisch-deutschen Verständigung ist es uns als deutscher Minderheit vergönnt, das lang ersehnte Ziel zu erreichen, den Bruderkampf zu beseitigen und in einem Verein, der alle deutschen Volksgenossen umschließt, aufzugehen! Wir stehen geschlossen hinter unseren Führern. **Zwietracht und Parteigeist dürfen in unseren Reihen keinen Platz finden.** Möge der Verein bestrebt sein, die notwendigen Volkstumsaufgaben zu erfüllen, Gott zur Ehre! Ihnen, unseren Führern wollen wir Dank und Anerkennung für das rastlose Streben entgegenbringen, als deutsche Volksgenossen des ehemals schlesischen Teilgebiets. Das wäre noch nicht der einzige Grund dieses Schreibens. **Wir wollen nicht die Hände ruhig in den Schoß legen** um zuzuschauen, sondern als aufbauwillige Volksgenossen tätig mitarbeiten zum Nutzen des deutschen Volkstums. Am 3. Februar soll die Gründungsversammlung der Ortsgruppe Suschen stattfinden. **Wir wollen doch alle deutschen Brüder zusammenführen!** Und es drängt mich, auch meine Kräfte und Fähigkeiten, Ihnen, dem Vorstand des Vereins, zur Verfügung zu stellen. **Ich bin jederzeit bereit und willens in den Riß zu treten!** Was mich dazu bewegt, sind folgende Gründe: Festes Gottvertrauen zu der gerechten Sache, die Liebe zu meinen deutschen Brüdern und nationalsozialistischer Arbeitswille. Es wird immer mein Bestreben sein, zum Nutzen des Vereins und der Volksgemeinschaft zu wirken! **Rudolf Rieck.**

Der Mann, der wenige Monate nach der Genehmigung der Deutschen Vereinigung diesen Brief geschrieben hat, ist wieder wenige Monate danach — neben seinem höher im Norden wohnenden Kameraden Fritz Groen — **der erste Blutzeuge der Deutschen Vereinigung** geworden. Er hat sein Versprechen wahr gemacht und ist — als Vater von fünf unmündigen Söhnen — in den Riß getreten. Und das bedeutete für ihn: das Leben hinzugeben für die gerechte Sache, für seine deutschen Brüder. Aus Liebe zu ihnen hatte er sich zur Verfügung gestellt. Auch diese Begründung steht klar und unverrückt in diesem Brief und Vermächtnis zu lesen.

Was ist das doch für ein großes, herrliches Wort: **„Ich bin jederzeit bereit und willens in den Riß zu treten!“** Und welchen Wert und Klang gewinnt dieser Satz erst jetzt, da wir wissen, daß der Mann, der ihn niederschrieb, nach diesem Wort sein Leben geführt und den Tod auf sich genommen hat!

Da war ein Riß entstanden, eine Kluft hatte sich aufgetan. Hand auf's Herz, Kameraden, gibt es diesen Riß nicht immer noch? Ist schon die letzte Kluft überbrückt? Gibt es das überhaupt (über unvergeßliche einigende Not- oder Feierstunden hinaus) unter deutschen Menschen, unter Menschen überhaupt? Gibt es das zumal in den Wettern einer Revolution?

Aber da stand einer auf, ein Bauer in einem weltentlegenen Dorf an der Grenze, — der trat in den Riß, der wußte, uns allen vorzuleben und vorzusterben. Und dann war gleich ein zweiter zur Stelle, ein junger Sattler an der Küste der Ostsee, der trat auch in den Riß und war bis in den Tod getreu. Und damit ihr Opfer nicht vergeblich war, sind Tausende und Zehntausende von deutschen Männern und Frauen in der Deutschen Vereinigung bereit und willens gewesen, in den Riß zu treten.

Nicht von allen wird das Sterben gefordert, aber von allen das — Leben! Ein Leben, das nicht mehr uns selbst, sondern unserem Volk, unserer Heimat, unserem Gott gehört. So hat es Rudolf Rieck geschrieben, so hat es auch Fritz Groen gemeint, so denken alle bekannten und unbekannten Kameraden der Deutschen Vereinigung, die bereit und willens sind, in den Riß zu treten. — **

Wettflug mit dem Tod.

Von H. A. Löhlein.

Glühende, sengende Sonne brütet über den Flachdächern der spanischen Landhäuser, knallt unbarmherzig in die schmalen Gassen von Ceuta und lagert mit den heißglühenden Schwaden flimmernden Flugsandes wie ein gärender Fieberhauch über den langgestreckten weißen Holzbaracken der spanischen Legionärslazarette, auf deren Dächern das rote Kreuz flammt.

Durch die niederen Säle weht der Gifthauch des Todes. Alle zehn Minuten stirbt ein Legionär auf den durchbluteten und verwanzten Matratzenlagern. Es sind die ersten Opfer der besten spanischen Kampftruppe, die im Transportflugzeug über Gibraltar in ihre Standorte zurückgebracht wurden.

Die Ärzte sind todmatt und können dem entsetzlichen Sterben nicht mehr Einhalt gebieten. Die Hitze macht Kopf und Glieder zu bleiernen Gewichten. Vor den wenigen Operationssälen stauen sich die Tragbahren. Zuweilen stirbt einer unter den Händen der Ärzte, denn die Medikamentschränke sind leer — leer bis auf die letzte Ampulle. Sie gehört für die schwersten Fälle — die Wunden der Dum-Dum-Geschosse.

Oberst Ramon Montilla muß sich gewaltsam zusammenreißen, um mit dem Chefarzt bis ans Ende der siebzehn Baracken zu gelangen. Der Geruch in den Sälen ist unbeschreiblich. Als die beiden im Medikamentendepot ankommen, haben sie das Inferno durchschritten.

Der Oberst wischt sich den Schweiß von der Stirn, der unaufhörlich in den Uniformkragen rieselt, und fällt schwer auf den Stuhl:

„Was ist noch an Serum und Medikamenten vorhanden?“ — Statt jeder Antwort reißt der Chefarzt den Schrank auf: „Hier — nicht e'nmal mehr Morphium. Wir sind am Ende. Morgen kommen noch dreihundert Legionäre — schwerste Zerreißwunden — Dum-Dum-Geschosse. Wir haben es nicht mehr mit normalen Verhältnissen zu tun. Die Gegner sind Bestien!“

Oberst Montilla bekommt harte, beinahe gefrorene Züge. „Was brauchen Sie eigentlich am dringendsten?“ — Der Arzt fährt mit der Hand durch die Luft: „Alles! Die Leute sterben wie die Fliegen. Wir brauchen Antitetanus gegen Wundfieber, dreitausend Ampullen vielleicht . . .“

Der Oberst fährt auf: „Woher kann man das Serum beziehen?“ — „Aus Paris — Pasteurinstitut!“ Die Antwort fällt schwer und einsilbig. Alle Hoffnungslosigkeit liegt in ihr.

Wie im Fieber spricht der Oberst zu sich selber: „Paris — Ceuta sind annähernd zweitausend Kilometer Luftlinie . . . man müßte nur einen zuverlässigen Mann kennen . . .“ — Dann springt er plötzlich auf, jagt mit einem einzigen Satz zur Tür, wirft sich in den nächsten Kraftwagen und rast zum Flugplatz hinaus. Es geht um Biegen oder Brechen. Und er hat das furchtbare Stöhnen der mit dem Tode Ringenden noch in den Ohren. Hatte da nicht vor Jahren ein Pilot den General Franco nach Amerika geflogen? Einer, von dem es hieß, er sei der tollkühnste und zuverlässigste Flieger Spaniens? — Cepeda hieß doch der Mann.

Fünf Minuten später salutiert Cepeda vor dem Oberst. Der packt ihn an den Schultern, zieht ihn in den Wagen und rast mit ihm zurück in die Todesbaracken — in die Lazaretthölle. „Sehen Sie sich das an! Was hier liegt, ist auf qualvolle Stunden hinaus zum sicheren Tod verurteilt: Wundfieber! Wären Sie imstande, jedem dieser armen Teufel den Fangschuß zu geben?!“

Der Pilot sieht die rotumränderten und flackernden Augen der Chirurgen, denen Assistenzschwestern unaufhörlich mit einem Wattebausch den Schweiß von der Stirn tupfen.

„Es sind dreihundert Legionäre — tapfere Soldaten. Wir brauchen Antitetanus, oder sie sind verloren! Das Serum ist in Paris erhältlich. Ich weiß in dieser Stunde in ganz Spanien nur einen einzigen Mann, der es schaffen könnte!“ —

Cepeda überlegt keine einzige Sekunde. Er tut etwas, was Oberst Montilla im stillen erwartet hat: Er drückt dem Oberst stumm die Hand. Es ist ein Gelöbnis und ein Aufleuchten in seinem Blick.

Dann rasen die beiden auf den Flugplatz zurück. Man gibt Cepeda die beste Maschine, die in den Hangars steht und demnächst als Bomber gegen die Roten Truppen eingesetzt werden sollte. Sie hat viertausend Kilometer Aktionsradius. Fieberhaft füllen die Leute die Kanister mit Benzin für fünfzig Stunden Nonstopflug. Cepeda rafft das Nötigste zusammen und überschlägt im Kopf flüchtig die Strecke. Es mögen fünftausend Kilometer hin und zurück sein, — wenn alles gut geht. Aber zu solchen Überlegungen ist keine Zeit mehr, wenn drüben in den Lazaretten alle Viertelstunden einer stirbt.

Noch einmal drückt Oberst Montilla dem Piloten die Hand. Mehr kann er nicht tun. Dann hebt sich die bis zum Rand der Tragfähigkeit beladene Weitstreckenmaschine schwerfällig vom Boden und fliegt in kurzer Zeit über den nördlichsten Zipfel Marokkos — Gibraltar entgegen.

Tief unten furchen englische Panzerkreuzer durch die Meerenge. Das Abenteuer beginnt. Rundum wird der Horizont bereits bleifarben und grau. Es geht in den sinkenden Tag hinein, als plötzlich drei winzige Punkte mit rasender Geschwindigkeit auf ihn zuschießen. Cepeda erkennt mit einem Blick die Lage: Jagdflugzeuge der Roten Streitkräfte. Es dauert keine fünf Minuten und der Pilot ist eingekreist. Cepeda tut das einzige, was möglich ist: Er weicht mit äußerster Motorenkraft seitlich aus und kommt immer mehr der spanischen Küste näher. Tiefer drunten blitzen bereits die Lichter von Malaga herauf. Es wird dunkler und die Sicht schlechter. Die drei Mücken sind ihm dicht auf den Fersen. Aber er hat Glück. Über Cartagena hängt eine undurchsichtige Wolkenwand. Cepeda stürmt mitten hinein, und im Nu sind die drei winzigen Punkte von der schwarzen Wand verschluckt.

Cepeda wagt das Äußerste und geht noch tiefer, um dem Hexenkessel oben zu entgegen. Heftiger Hagelschauer prasselt wie Maschinengewehrgarben an die Bordwände. Der Höhenmesser sinkt unaufhörlich, bis Cepeda die Maschine nach oben reißt, — gewaltige Wellenberge rollen fast dicht unter dem Flugzeug hinweg. Und oben hat die Hölle Ausfahrt. Die Nacht ist undurchdringlich. Nach furchtbaren Stunden stellt Cepeda eine Tatsache fest, die ihm einen flüchtigen Schauer über die Nerven jagt: Der Kompaß versagt! Zudem hat er in der Eile vergessen, eine Karte mitzunehmen. Cepeda ist sich seiner Lage sofort klar. Er kann unter Umständen im Kreise fliegen, ohne es zu merken. In der Morgendämmerung sieht er eine mächtige Inselgruppe unter sich: Mallorca. Ein beträchtlicher Umweg und ein Verlust von kostbaren Stunden ist damit gewiß. Zum Überdruß gewahrt Cepeda in dem ungewissen Dämmerlicht eine Bomberstaffel in Richtung auf die Insel. Es sind vier dreimotorige Bomber mit dem Auftrag, Palma zu bombardieren.

Fluchtartig schwenkt Cepeda aus. Er hat kein einziges Maschinengewehr an Bord — die Benzinkanister waren wichtiger. Dem Gefühl nach hält er auf Marseille zu, muß aber wegen eines neuerlichen Gewittersturms in Richtung auf die spanische Ostküste abbiegen, bis Barcelona in Sicht kommt. Tief unten wütet die Hölle des Aufruhrs. Ein Niedergehen zur Brennstoffergänzung wäre mit dem sicheren Tod verbunden.

Gegen die linken Metallwände dicht unter den Tragdecken kracht ein Knall. Die Maschine kommt leicht ins Schwanken, und Cepeda erkennt, daß er von unten beschossen wird. Ein weiterer Schuß reißt einen Metallfetzen aus der Bordtür. Der Höhenmesser steigt ruckartig, und die Motoren geben das Äußerste her. Trotzdem läßt die Geschwindigkeit langsam, aber konstant nach. Cepeda arbeitet fieberhaft und entdeckt zu seinem Entsetzen einen Rohrbruch, der ihn zu langsamstem Flug zwingt.

Knapp vor den Pyrenäen wird es zum zweitenmal Nacht. Cepeda ist todmüde, und die Nerven beginnen nachzulassen. Der Gedanke an das Serum aber reißt ihn wieder hoch. Diese Nacht ist die schlimmste. Die Maschine fliegt unregelmäßig; auch der Kompaß ist völlig unbrauchbar. Am Morgen sieht er sich über Frankreich. Minutenlang spielt Cepeda mit dem Gedanken einer Notlandung, reißt sich aber wieder gewaltsam zusammen und hält unter Anspanung der letzten Willensenergien durch bis Le Bourget — dem Pariser Flughafen.

Der Polizist sieht verwundert in das abgespannte Gesicht und die flackernden Augen des Piloten, der die Bordbrücke mehr herunterstürzt als geht und ihm auf die Frage „Woher?“ ein hastiges „Aus Ceuta — alles Weitere nachher!“ zuschleudert.

Mit taumelnden Sprüngen rast Cepeda auf das Flughafengebäude und das nächste Telephon zu. Der Wachbeamte im Pasteurinstitut wiederholt den atemlos gestammelten Auftrag, der seltsam genug klingt: „Umgehend dreitausend Ampullen Antitetanus-Serum zum Flugplatz Le Bourget. Gewiß, man tue alles, was sich in der Eile tun läßt!“ . . .

In vier knappen Stunden ist der Maschinenschaden repariert unter Mithilfe Cepedas, die Tanks aufgefüllt, zwanzig Kisten Midikamente und Ampullen verstaut.

Wieder rast die Maschine über den Flugplatz, und Cepeda nimmt kurzerhand Richtung auf die Pyrenäen. Er will den Verlust von vierundzwanzig Stunden Umweg einbringen. Die Nerven halten nur mühsam dem glühenden Willen stand, der wie eine Flammen daran zehrt. Nachtsüber hört Cepeda die sterbenden Kameraden in den Baracken stöhnen.

In viertausend Meter Höhe fliegt er die Nacht über dem Inferno und kommt nur am frühen Morgen über den baskischen Provinzen in ein wahres Trommelfeuer, das die roten Kreuze auf den Tragdecken förmlich durchlöchert.

Mit zwei Steckschüssen aus Maschinengewehren der Jagdflugzeuge im linken Arm, durchlöcherten Bordfenstern und Maschinenschaden kommt Cepeda nach 62stündigem Gesamtflug wieder in Ceuta an. In den Hangars herrscht eine Höllenhitze von 45 Grad im Schatten. Trotzdem klappern Cepeda die Zähne, und als die Wache die verklemmte Bordtür aufsprengt, fällt er dem Offizier in die Arme und bricht neben der Maschine zusammen.

Oberst Ramon Montilla hatte sich nicht getäuscht. —

Dieser fast abenteuerliche Tatsachenbericht stammt aus der 3. Folge von „Auf guter Fahrt“, ein Jahrbuch für unsere Jungen. Der neue Band bringt wieder Unterhaltung und Lebenskunde, Natur, Technik, Sport und Spiel und Beiträge aus Heimat und Volk. Das Format ist Lexikongröße und enthält 384 Seiten mit fünf farbigen Tafeln und mehr als 200 Photos und Zeichnungen. Auf dem Schutzumschlag findet sich eine Anleitung zum Bau eines Stereoskopes (Stereoskopbilder finden sich auf den farbigen Tafeln), die Linse dazu liefert der Verlag kostenlos auf Anforderung. Selbstverständlich bringt der neue Band auch wieder einen kniffligen Leistungswettbewerb mit großen Preisen: Fahrrad, Faltboot, Photoapparat, Ziehharmonika usw., Dingen, die wohl jeden gesunden deutschen Jungen locken, wie die ungeheuer starke Beteiligung am Leistungswettbewerb der beiden bisher erschienenen Folgen beweist.

Laßt uns die Sorglosen aufschreien,
laßt uns rufen:
Brüder, ihr verderbet;
wacht, betet und arbeitet!
Die Stunde ist da,
wo der Todeskampf naht.

Stefan Ludwig Roth

Hitler-Jugend baut weiter!

Eine Wanderausstellung erzählt von neuen Plänen der Heimbeschaffung.

Soeben wurde in Berlin eine Schau der Hitler-Jugend „Bauten der Jugend" eröffnet. Die Ausstellung wird als Wanderausstellung in allen größeren Städten Deutschlands gezeigt werden.

Man weiß kaum, wo man zuerst hinsehen soll, wenn man in der neuen Wanderausstellung der Hitler-Jugend „Bauten der Jugend" sieht. Überall gibt es Pläne zu studieren, überall geben Bilder und Tafeln eine plastische Vorstellung von der alten und der neuen Arbeit der deutschen Jugend. „Schafft Heime für die Hitler-Jugend", so lautet die Parole, unter der die Schau zusammengestellt wurde. Besonders schöne Modelle führen nach Oberbayern zu neuen Bauten, die sich malerisch an die Berghänge schmiegen, oder auch nach der Lüneburger Heide, in der die Form des niederdeutschen Bauernhauses triumphiert.

Die weiten Höfe und die hellen Korridore, welche die Jungen oder die Mädel zum Appell aufnehmen, atmen Licht und Luft. Schlichte Wandgemälde beleben das eintönige Einerlei der Verputzung und zeigen lustige Ausschnitte aus dem Leben unserer Jugend. Die Inneneinrichtung dieser kleinen Modellhäuschen legt Zeugnis von einem solchen Geschmack und einem so feinen Stilempfinden ab, daß mancher Architekt sich an dieser Arbeit ungeschulter Hitler-Jungen ein Vorbild nehmen könnte. Die klaren Formen der Möbel, die aus rohem Holz zurechtgezimmert sind und einen einfachen Farbanstrich haben, verleihen den Räumen Ruhe und Sachlichkeit und zugleich auch wieder eine Gemütlichkeit und eine Stimmung, wie man sie sich für ein Hitler-Jugendheim nicht besser wünschen könnte.

Weitgehend werden bei allen Bauten der deutschen Jugend Werkstoffe verwendet, die das eigene Land hervorzubringen vermag. Holz ist das Baumaterial des ganzen Hauses, Holz verkleidet die Wände, und dicke Bohlen bilden die Diele. Kachelöfen stehen behäbig und vertrauenerweckend in den Ecken. Preßstoffe sind überall, wo es nur irgend angängig ist, eingebaut, und Asbestzement oder Gleswolle vervollständigen das Bild des modernen Hitler-Jugendheims.

Die Entwürfe zu den Bauten der Jugend kommen in den allermeisten Fällen von den Jungen selbst. Nach dem Bild der Landschaft fertigen sie ihre Pläne an und reichen sie der zuständigen Bauabteilung der Reichsjugendführung ein. Hier findet die Prüfung der Vorschläge statt, und hier liegt die letzte Entscheidung über die Bauausführung. Die vielen Pläne, die die Schau „Bauten der Jugend" bringt, legen ein lebendiges Zeugnis von dem künstlerischen Verstehen und dem architektonischen Einfühlungsvermögen des einzelnen Jungen ab.

Die Heime der Jugend sind weit mehr als bloße Unterrichtsstätten oder Räume, die zu Schulungsabenden bereit stehen. Sie sind vielen Jungen und Mädchen zu einer zweiten Heimat geworden, die ihnen manches bietet, was das Elternhaus vermissen läßt. Die Schönheit und die Sauberkeit, die Helle und die frohe Stimmung, die in allen Heimen auf den ersten Blick auffallen, überzeugen besser als dickleibige Bücher von der Lebensfreude, die die Räume ausstrahlen.

Deutsche Jugend in Rumänien

im Dienst der Volksgemeinschaft.

Am 21. und 22. August war die Jugend der Deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien nach Schäßburg in Siebenbürgen zu einem Appell vor Fritz Fabritius, dem Landesführer der Volksgemeinschaft, aufgerufen. Der Landesjugendführer, Nik. Hans Hockl, konnte in seinem Grußwort feststellen, daß die Jugend in den zwei letzten Jahren zu einem disziplinierten Glied der Gemeinschaft geworden ist.

Die Berichte über die geleistete praktische und Erziehungsarbeit zeigen, daß 1937 bisher bereits 22 größere Schulungslager für Führer und Führerinnen der einzelnen Gaue stattgefunden haben, an denen insgesamt 1050 Jungen und Mädel teilgenommen haben. Danach haben längere Mädel-, Landmädel-, Haushaltungs- und Führerlehrgänge stattgefunden. Gemeinschaftsarbeit wurde in verschiedener Weise geleistet; erstmals wurden Berufswettkämpfe durchgeführt, für Jungbauern in Warjasch, für Hochschüler in Klausenburg, für Handel, Handwerk und Industrie in Hermannstadt.

In Schäßburg waren es über 6100 deutsche Jungen und Mädchen, die sich mit weiteren Tausenden von Volksgenossen zur „großen Volksgemeinschaft der Zukunft" bekannten. Im Namen des Kreises und der Stadt begrüßte sie Dr. Heinz Brandsch und mahnte die Jugend, „besser, weiser und stärker, geschlossener und einsatzbereiter zu werden, als wir Älteren es sind . . ." Denn die Zukunft werde schwerer und verantwortungsreicher sein als die ohnehin schon schwere Gegenwart. Die Kräfte dazu würden fließen aus der Vergangenheit des Kolonistenvolkes, aus dem neu erschlossenen Brunnen des Mutterlandes, aus dem gesunden Boden, auf dem das Volk lebe, und aus dem Evangelium, das in seiner ewigen Kraft auch dieser Jugend verkündet wird.

Der Landesobmann Fritz Fabritius erinnerte in einer kurzen Ansprache an das Einigungswerk der letzten vier Jahre im deutschen Muttervolk, wo heute nicht mehr der Bauer gegen den Städter, oder arm gegen reich steht. Er verwies auf das Gegenbeispiel im Osten, in Sowjetrußland, wo geschändete Kirchen, ein geschändetes Volk und ein verwüstetes Land zeigen, wohin der Kampf von Bruder gegen Bruder führt. Deshalb müsse auch die deutsche Jugend in Rumänien helfen, daß möglichst bald die Gemeinschaft der 800 000 Deutschen im Staate geschaffen werde, „wo jeder sich mit seinem ganzen Herzen, mit seinem Blut, mit seiner Treue für diese Gemeinschaft verpfändet". Und das rumänische Volk müsse verstehen lernen, daß diese Arbeit in ihren Früchten letzten Endes dem Staat zugute kommen werde, mit dem man sich auf Gedeih und Verderb verbunden fühle. „Was jeder anständige Rumäne für sein Volk fordern muß, dasselbe Recht auf Arbeit müssen wir mindestens für uns fordern. Es gibt Lebensmöglichkeiten genug in diesem Lande. Warum dann Haß, warum nicht Kameradschaft, wo uns doch alle dieselbe Weltpest bedroht?!"

Königin Luise

an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm:

Zähme die Laune, in der Du alles, was Du möchtest, haben willst, und für alles, was Du Dir denkst, gleich die Mittel zur Verwirklichung verlangst. Wer Dir vorredet, daß dies Charakter, daß dies wahre Freiheit sei, ist ein Narr oder ein falscher Freund. Wirkliche Freiheit besteht nicht darin, daß man alles tut, was man kann, sondern daß man das Gute tut und was man als solches erkennt. Nur durch Ueberlegung wirst Du zur Erkenntnis kommen, was Gut oder Böse sei; nur durch Bändigung Deines Willens wirst Du zur Ausführung des Guten kommen, selbst wenn es mit Deinen Neigungen, Deinem Geschmack, Deiner Bequemlichkeit in Widerspruch steht; und Charakter haben heißt: nach reiflicher Prüfung des Guten oder Bösen das ins Werk setzen, was man als das Gute erkennt, und alle Willenskraft daransetzen, um sich nicht durch die Leidenschaften ablenken zu lassen, die der höchsten Wahrheit des Guten widerstreben könnten.

1810

Der Jungpolnische Verband

stellt ein antisemitisches Programm auf.

Der im Rahmen des „Lagers der Nationalen Einigung" gegründete „Jungpolnische Verband" tritt soeben in seinem Organ mit einem antisemitischen Programm hervor, von dem auch der „Völkische Beobachter" Kenntnis nimmt. Bringt dieses Programm auch keine wesentlich neuen Punkte, so ist es doch zum ersten Mal, daß mit derartiger Schärfe ein von maßgebenden Faktoren unterstützter Verband in aller Offenheit folgende Grundsätze aufstellt:

1. Die Juden sind die Verbreiter destruktiver Einflüsse der Kommune. 85 v. H. der kommunistischen Agitatoren sind Juden.
2. Die Juden können nicht assimiliert werden.
3. Sie beuten polnisches Gut vor allem für national-jüdische, nicht aber für polnische Zwecke aus.
4. Die völlig fremde jüdische Kultur übt allein durch ihre Berührung zersetzenden Einfluß auf den polnischen Geist aus, dessen Idealismus und Tatenliebe sie vernichtet.
5. Auch die Juden in fremden Staaten behandeln Polen als eine ihrer festen Positionen in der Welt.

Die polnische Staatsraison verlange demgegenüber:

1. Die Juden müssen völlig aus Polen verschwinden.
2. Die Frage, geeignete Gebiete hierfür auszufinden, geht allein die polnischen und internationalen Juden an.
3. Das polnische wirtschaftliche Gleichgewicht verlangt, daß die von den Juden ausgenutzten und erworbenen materiellen Güter in Polen verbleiben.
4. Es muß umgehend ein Staatsamt geschaffen werden, das eine zielbewußte jüdische Auswanderung aus Polen überwacht.

Es sei nochmals betont, daß es sich hier keineswegs um ein Programm der oppositionellen nationaldemokratischen Jugend handelt, sondern ausgesprochen um ein Programm der Jugend des Pilsudski-Lagers, die bekanntlich noch vor Jahresfrist einen aktiven und offiziellen Antisemitismus abgelehnt hatte.

Spanische Jugend

grüßt deutsche Jugend.

Nach fünftägiger Fahrt trafen an Bord des Hamburg-Süd-Dampfers „Cap Norte" über 100 Mitglieder der spanischen Jugendorganisation in Hamburg ein. Die Fahrt von Lissabon war bei spiegelglatter See und schönstem Wetter ein Genuß. Viele der jungen Menschen sahen zum erstenmal das Meer und einen Überseedampfer. In Bremerhaven betraten die Jungspanier zuerst deuschen Boden, schnell hatten sie sich mit einer Gruppe des dortigen Jungvolkes angefreundet, und am Kai entwickelte sich ein fröhliches Kameradschafstreffen. In der Nacht ging die Fahrt weiter nach Hamburg; dort verließen die Jungspanier den Schiffsboden, um von Hamburg aus ihre Deutschlandfahrt anzutreten.

Die „Pfeile" und die „Kadetten" in ihren blauen und schwarzen Hosen sind — wie wir aus einem Bericht der „Hamburger Nachrichten" erfahren — sehnige, drahtige Gestalten, kleiner als deutsche Jungens etwa im selben Alter, aber der Ausdruck der meist schmalen Gesichter und die dunklen Augen verraten, daß die jungen Menschen ihr hartes Schicksal bewußt erleben. Ja, unter den Älteren sind mehrere, die an der Front standen und verwundet wurden. Die „cadetes" sind 15 bis 18 Jahre alt, die „flechas" 12 bis 15 Jahre. Beide Gruppen sind Angehörige der Falange Espanola Tradicionalista. Alle Glieder tragen auf der Bluse fünf rote Pfeile, durch ein Joch zusammengehalten, ein jahrhundertealtes Zeichen der Spanier. Die Gruppe wird geführt von dem Gaujugendleiter von Badojoz, Mariano Ramallo, Oberleutnant der Franco-Armee. Er überbringt die Grüße des spanischen Jugendführers Oberst Mateo Torres Bestard.

Bei der Abfahrt von Bremerhaven erklangen aus den frischen Kehlen national-spanische Lieder; am stärksten klingt die Weise des Kampfliedes der Falangisten, das beginnt: „Kämpfe, Pfeil, für die Größe Spaniens!" Plötzlich ertönen deutsche Melodien, und wir hören das alte Soldatenlied „Ich hatt' einen Kameraden" und erstaunen nicht wenig, als nun der etwas losere Gesang von der „Annemarie" erschallt. Wie uns versichert wird, sind auch das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied bei der spanischen Jugend nicht unbekannt; bei besonderen Anlässen werden sie gern und mit Begeisterung gesungen! Alles das und noch viel mehr erfährt man im Gespräch mit den jungen Menschen, die darauf brennen, Deutschland kennenzulernen.

„So fasse ich England!"

Als Wilhelm der Eroberer die Schlacht bei Hastings schlug.

Zum 850. Todestag des Herzogs am 9. September.

Die Wikinger sind kein Stamm der Germanen wie die Preußen kein Stamm der Deutschen sind. Beide stellen eine durch freie Wahl und Schicksal, Trieb ins Unendliche und Notwendigkeit der Geschichte bedingte Auslese aus allen Stämmen dar. In den Wikingern wie in den Preußen fand sich alles zusammen was in der Heimat keine Lebensbedingungen, keine Ruhe, keine Erfüllung der geheimsten Wünsche mehr fand. Dieser Drang ins Unbekannte, fort von der Heimat, war nicht begründet in materieller Notlage, sondern dahinter verbarg sich ein sehr jenseitiges Wesen, das hier seine Kundschafter als Stoßtrupps in alle Welt vorschickte.

Unter diesen Wikingern der germanischen Schicksalsgemeinschaft und des Einsatzes der Lebenden um der Kommenden willen, ist eine der größten Gestalten Wilhelm II., Herzog von der Normandie, der im Jahre 1066 mit einer großen Flotte von 3000 Schiffen mit 50 000 Mann über den Kanal nach England fuhr und das Land eroberte.

Mit dem witternden Sinn des Mannes, der bestimmt ist, Geschichte zu gestalten, stieß er nach England vor.

England war seit dem Beginn des neunten Jahrhunderts nach zweimaliger Einigung zuvor durch Engbert und dann durch Alfred den Großen am Ende des zehnten Jahrhunderts immer wieder, und zwar jedesmal durch die Wikinger, in die größte Unordnung und wechselnde Folge der Herrschaft gestürzt worden. Eduard der Bekenner, Angelsachse, von den Großen des Landes berufen, scheiterte mit seiner Herrschaft im Jahre 1066. Der Statthalter von Essex, Harald, verlangte — unrechtmäßig — nach der Herrschaft.

Da griff das Schicksal über seine Schulter, und es erschien **Wilhelm, der Herzog der Normandie**, der nicht ebenbürtige Sohn des Wikingerenkels Robert der Teufel. Das Blut seines Vaters rollte in ihm wie die Wogen im Meer. Er war unruhig nach neuen Eroberungen. Er erhob Ansprüche auf den englischen Thron: „Der tote König von England, Eduard der Bekenner, ist mir gut befreundet gewesen und hat mir seine Krone vermacht."

Im Jahre 1066 landete er mit 50 000 Mann im Herbst an der Küste von Sussex.

Der Zug war tollkühn zu nennen, aber er erfolgte viel weniger aus Erwägungen rechnerischer Art als auf Grund all der Taten seiner Vorfahren. Das große Gesetz der Sippe zwang ihn, Sieg und Untergang auf die Spitze seines Schwertes zu setzen. Darüber befragt, würde der Herzog Wilhelm, Wikinger und Lehnsmann des fränkischen Königs, geantwortet haben: „Laßt mich, ihr Klugen und ihr Narren!" Aber vielleicht hätte er ihnen auch gar nicht geantwortet. Ungehemmt von irgend welchen Bedenken landete er in England, stolperte und fiel zu Boden, faßte die Erde und rief:

„So fasse ich England!"

Auf seinem Schiff führte er eine vom Papst geweihte Fahne mit sich. Bei Hastings errichtete er eine Feldbefestigung und brach in England ein.

Während Herzog Wilhelm mit seinen Truppen dort lag, erschien Harald von England und griff ihn an. Es kam zur Schlacht, und das Heer König Haralds wurde vernichtend geschlagen. Der König selbst fiel gleich zu Beginn. Sein Heer focht weiter, die Truppen Herzog Wilhelms ergriffen die Flucht, wandten sich jedoch plötzlich um, und im Rücken des englischen Heeres erschien die Reiterei Herzog Wilhelms. Zwischen diesen beiden normannischen Schlachtreihen wurde das englische Heer zermalmt.

Damit war der Sieg endgültig besiegelt. England lag zu Füßen Herzog Wilhelms. Er selbst wurde in Westminster zu Weihnachten als König von England gekrönt. Das war die Rechtfertigung seines Namens „Wilhelm der Eroberer".

Nach der kriegerischen Eroberung Englands befestigte er die Macht durch seine Staatskunst. Zuvor benutzte er im Jahre 1068 eine Empörung, um ganz England unter seine Herrschaft zu bringen. Vom Jahre 1070 ab gehörte das ganze Reich ihm.

Nach der endgültigen Eroberung ging Wilhelm an die Ordnung des neuen Staates. Er blieb im Geist seiner Zeit befangen — anders als der wikingische Normannenherrscher Roger auf Sizilien — und errichtete eine auf dem strengsten Lehnszustand begründete Königsherrschaft. Dabei hielt er sich an die Grundsätze des alten angelsächsischen Reiches.

Wilhelm sah in den Lehnsmännern und in ihrem Grund und Boden die wichtigsten Leute. Auf dem Grund dieser Anschauung legte er in dem Domesdag-Buch — das heißt: in dem Buch von „Tage des Gerichts" — die Besitzaufnahme des ganzen Landes nieder.

Er teilte das Land in mehr als sechzigtausend Lehen und gab davon seinen Nordmännern ein wenig mehr als die Hälfte. An Rom und die Kirche gab er achtundzwanzigtausend Lehen. Als königliche Güter der Krone behielt er 1422 Lehen. Jeder Lehnsmann wurde auf ihn, Wilhelm, vereidigt, und jedes große Lehen wurde derart verliehen, daß es in viele kleine Ländereien aufgeteilt wurde.

Die Macht Wilhelms war unermeßlich. Aufstände wurden zermalmend niedergeschlagen. Geschont wurde niemand. Viele flüchteten. Manche traten in die warägische Leibwache von Byzanz ein. Aber England hatte seine Ruhe.

Wilhelms Vorgehen hatte etwas von der Art des Dschingis-Khan und von der Methode Napoleons an sich.

Das Domesdag-Buch wurde später maßgebend für die Heereslasten und für die Rechtszustände des Lehnswesens in England.

Wilhelm, Roger II. und Robert Guiscard stellen den höchsten Ausdruck des Wikingertums dar. Als Feldherren und Staatsmänner sind sie in den obersten Rang der Weltgeschichte eingetreten.